

Träume, Chancen, Hindernisse, Erfolge



MigrantInnen berichten über ihren Weg in Deutschland





Bacar Gadji



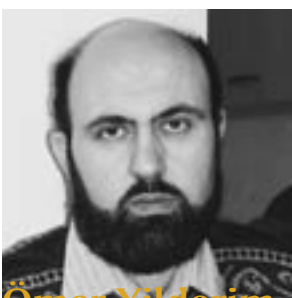
Hülya Keskin



Mirela Bebeti



Orhan Iskender



Ömer Yilderim



Rezan Hardi

MigrantInnen und ihre Probleme

Nicht immer nur negativ!

Migration, Flucht und Asyl, Ausländerfeindlichkeit und Rassismus sind regelmäßige Themen im **Gegenwind**. Oft berichten wir über Menschen, die von Abschiebung bedroht sind oder abgeschoben werden, von Diskriminierung und Arbeitsverbot. In den Tageszeitungen wird seltener über das Thema berichtet, aber fast immer im Zusammenhang mit Problemen: MigrantInnen machen seltener Abitur oder eine Ausbildung, MigrantInnen tauchen als „Problem“ für Polizei, Sozialarbeit und Behörden auf. Deshalb setzten sich vor ungefähr zwei Jahren Birgit Lawrenz, Leiterin des Referates für Migration der Landeshauptstadt Kiel, Torsten Döhring, stellvertretender Ausländerbeauftragter des Landtages, und Waltraud Siebke, Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung, zusammen.

Herausgekommen ist eine Veranstaltungsreihe mit dem etwas gestelzten Titel „Positive Zeichen setzen“. In Neumünster, Kiel, Flensburg und Lübeck wurden MigrantInnen und MitarbeiterInnen von Beratungsstellen eingeladen, und einige MigrantInnen berichteten über ihren Weg in Deutschland: Krankenschwester und Rechtsanwältin, Autohändler und Supermarktbesitzer, Berufsberaterin und Chirurgin. Alle taten dies zweimal: Erst in der Redaktion der Lokalzeitung, anschließend öffentlich in einer Veranstaltung.

Das Ziel, Jugendliche mit Migrationshintergrund durch die Vorstellung positiver Beispiele zu motivieren, wurde nur teilweise erreicht, nur in Kiel war eine größere Zahl Jugendlicher gekommen. Erreicht wurde aber eine durchweg positive Darstellung in der lokalen Presse, die gerne bereit war, dafür viel Platz zur Verfügung zu stellen.

Wir haben mit einigen der Vortragenden jetzt noch einmal gesprochen – um diese positiven Beispiele, diese interessanten Menschen auch noch einmal landesweit vorzustellen. Außerdem ist es durchaus möglich und auch von den VeranstalterInnen gewünscht, dass ihr Konzept andernorts kopiert wird. Schleswig-Holstein ist ein Einwanderungsland, mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist weniger als zwei Generationen lang hier ansässig. Und es ist richtig und gut, nicht nur über Probleme zu sprechen, sondern auch über Erfolge – auch wenn in den anschließenden Interviews auch eine Reihe von Problemen zur Sprache kommen.

Reinhard Pohl

Impressum

Herausgeberin: Gesellschaft für politische Bildung e.V., Schwefelstr. 6, 24118 Kiel, Tel. 0431 / 56 58 99, Fax: 0431 / 570 98 82, e-Mail: redaktion@gegenwind.info, www.gegenwind.info

Alle Interviews wurden von Reinhard Pohl geführt.

V.i.S.d.P.: Reinhard Pohl

Druck: hansadruck, Kiel

Dieses Sonderheft erscheint im **Gegenwind** 206, November 2005, und zusätzlich als kostenloser Sonderdruck.

Gesamtauflage: 2500

„Ich möchte, dass man uns die Chance gibt, uns zu bewähren“

Gegenwind: Wie bist du nach Deutschland gekommen?

Bacar Gadji: Ich komme aus dem Senegal in Westafrika. Es war immer ein Traum in der Hochschule eines Industrielandes zu studieren. Nachdem ich mein Abitur (Bezugsfach Mathe und Physik) mit der Note „Gut“ abgeschlossen habe, habe ich mich für einen Studienplatz in verschiedenen Ländern des Nordens beworben. Ich erhielt Zusagen aus Deutschland, Kanada und der UdSSR. Ich entschied mich für Deutschland aus zwei Gründen: erstens ist eine akademische Ausbildung aus Deutschland sehr gut angesehen in Afrika, wo Deutschland als Industrieland, als Land mit großen Wissenschaftlern und Denkern einen sehr guten Ruf genießt; zweitens bin ich Liebhaber von Sprachen. Ich habe schon neben Französisch und meiner afrikanischen Heimatsprache Englisch, Latein, Arabisch, Spanisch gelernt. Ich entschied mich für Deutsch, da ich in Kanada auf Französisch hätte studieren müssen. Senegal ist eine ehemalige französische Kolonie, Französisch ist dort Amtssprache.

So bin ich 1986 hierher gekommen, habe die Sprache gelernt, Praktika gemacht,



und dann habe ich an der Fachhochschule Elektrotechnik studiert.

Gegenwind: War es schwer, die Sprache zu lernen und hier zu studieren?

Bacar Gadji: Ja, die Sprache war auf jeden Fall ein Schock. Wie gesagt, ich habe ja schon andere Sprachen gelernt, aber glaub mir, Deutsch ist eine von den schwierigsten.

Gegenwind: War das Studium selbst auch schwer?

Bacar Gadji: Ja, ein technisches Studium ist nie einfach. Aber es war auch das, was ich wollte. Nachrichtentechnik wollte ich schon immer lernen. Ich war vorbereitet auf diese Schwierigkeiten. Aber viel härter als die Sprache und das Studium war der Kulturschock.

Gegenwind: Was sind die größten Probleme mit der deutschen Kultur?

Bacar Gadji: Im Vergleich zur afrikanischen Welt gibt es hier die Distanz der Menschen zueinander. Ich habe am Anfang versucht zu lächeln, wenn ich Menschen begegnete, aber jeder guckte weg. Egal wo, auch im Fahrstuhl oder im Bus, das war ein großes Problem. Ich dachte immer, hier bin ich unerwünscht. Ein anderes Problem war, dass die Menschen hier zu rational denken und handeln. Es gibt keinen Platz für das Intuitive, für das Spontane. Ich war immer ein Mensch, der auf Spontanität und Intuition gebaut hat, und plötzlich war ich konfrontiert mit der Rationalität hier.

Gegenwind: Hattest du geplant, nach dem Studium in den Senegal zurückzukehren, um als Techniker zu arbeiten?

MIGRATION

Migration

Bacar Gadji: Ja, das war mein Ziel. Mir ist aber etwas dazwischen gekommen. Ich wurde hier Vater, und mein Kind hat meine Pläne durcheinander gebracht. Ich habe studiert und bin geblieben, ich habe die Mutter meines Kindes geheiratet. Am Anfang hatte ich innerlich enorm damit zu kämpfen, dass ich das Gefühl hatte, Afrika im Stich gelassen zu haben. Ich habe umgedacht, und sagte mir nun, mach aus deiner Präsenz hier etwas Profitables für Afrika.

Ich habe mit Freunden Projekte gegründet, einige Sachen mit der Hilfe anderer finanziert. Außerdem gründete ich mit afrikanischen Landsleuten die Afrikanische Gemeinschaft zu Lübeck, und wurde ihr sozio-politischer Sprecher.

Gegenwind: Kannst du ein Beispiel für solch ein Projekt geben?

Bacar Gadji: Ja, gerne. Wir haben ein Umweltprojekt bei uns im Dorf. Wir organisieren jährlich eine Kampagne von drei Wochen, wo wir Bäume pflanzen. Ich komme aus einer Region, in der die Wüste voranschreitet, dagegen hilft unser Projekt. Ich muss natürlich hauptsächlich Finanzmittel finden, aber ich versuche auch deutsche Freunde zu motivieren, sich da mit zu engagieren. Wir fördern auch Schulpartnerschaften von deutschen und afrikanischen Schulen.

Gegenwind: Fliegst du zwischen Deutschland und Senegal hin und her?

Bacar Gadji: Ich lebe hier und versuche spätestens alle zwei Jahre nach Hause in Afrika zu fliegen. Ich denke, das ist auch notwendig. Hier habe ich mich eingelebt, Deutschland ist ein Stück Heimat geworden, besonders die Hansestadt Lübeck, aber das Afrikanische sitzt tief in mir, und Afrika bleibt die Heimat. Ich vermisse es, wenn ich lange nicht zu Hause war. Ich brauche diese Reisen nach Afrika, das erfrischt mich, das festigt mich, das gibt mir Kraft, mich in dieser Gesellschaft weiter einzusetzen, hier zu leben, eine gesunde Integration ohne Assimilation zu schaffen.

Gegenwind: Wann warst du mit dem Studium fertig?

Bacar Gadji: Ich war 1994 fertig. Ich habe dann sofort Arbeit in meinem Beruf gefunden. Ich habe sowohl hier in Westdeutschland, aber auch in Ostdeutschland berufliche Erfahrungen gesammelt. Momentan bin ich berufstätig in Lübeck und absolviere gleichzeitig ein Masterstudium in Kiel.

Gegenwind: Welche Erfahrungen hast du als Schwarzer im Beruf gemacht?

Bacar Gadji: Ich glaube, man hat einen Vorteil und einen

Nachteil. Wenn man als Farbiger kommt und sagt, ich bin ein hier ausgebildeter Ingenieur, dann sagen sich die Firmen angesichts der Klischees über Schwarzen, die hier herrschen: „Mensch, er muss ein sehr Guter sein, wenn er es hier geschafft hat.“ Das war teilweise mein Vorteil. Bei anderen Bewerbungen war es so, dass man mir nicht mal die Chance gab, mich zu präsentieren. Die Leute haben sich nicht mal Gedanken gemacht über meine fachliche Kompetenz. Es wurde sofort geblockt mit der Frage „Passt er zu uns?“ Da war ich auch traurig. In den Firmen, wo ich gearbeitet habe, spürt man bei einigen Leuten, deren Vorgesetzter ich war, ein kleines Problem: „Einen Schwarzen kenne ich als Arbeitskollegen, aber als Vorgesetzter muss ich ihn nicht haben.“ Das müssen einige erst verarbeiten.

Wegen meiner Sprachkenntnisse war ich oft für meine Firmen im Ausland, und dort war es auch oft zuerst ein kleiner Schock, der sich dann immer positiv herausgestellt hat für unsere Firma. Das kam dann sehr sympathisch, weltoffen an, dass sich eine deutsche Firma von einem dunkelhäutigen Menschen vertreten lässt. Das war der Fall besonders auf dem Balkan, in Holland und in Frankreich. Also, Schwierigkeiten hatte ich eher im Inland als im Ausland. Die Leute hier scheinen ab und zu mal noch nicht so reif dafür, einen Dunkelhäutigen in einigen Instanzen zu erleben.

Gegenwind: Gibt es Unterschiede zwischen Westdeutschland und Ostdeutschland?

Bacar Gadji: Klar, das sind große Unterschiede. Im Osten müssten meine Kollegen auf einmal drei Schritte machen. Erst mal bin ich ein Ausländer, ein Schwarzer, ein Wessi und soll dann deren Vorgesetzten sein. Die Erfahrungen mit Schwarzen sind im Osten sehr beschränkt, ein multikulturelles Leben kannten sie nicht.

Gegenwind: Kannst du uns die Afrikanische Gemeinschaft vorstellen?

Bacar Gadji: Die Afrikanische Gemeinschaft habe ich mit afrikanischen Kommilitonen Ende der achtziger Jahre in Lübeck gegründet. Wir haben dann den Kontakt zu afrikanischen Gastarbeitern gesucht, außerdem zu Asylbewerbern aus Afrika. Es ist ein Kreis, in dem die Problematiken von Afrikanern in Lübeck zu diskutieren und behandelt werden können. Wir haben uns damals gesagt, es ist Zeit, dass wir selbst in die Hand nehmen. Der Verein ist auch für Deutsche offen, die ein Interesse oder eine Beziehung zu Afrika haben.

Gegenwind: Afrika ist ja ein Kontinent mit dreißig verschiedenen Staaten. Was sind denn die gemeinsamen Probleme in Lübeck?

Bacar Gadji: Damals in den neunziger Jahren, nach der Wiedervereinigung, war es die Problematik der Ausländerfeindlichkeit. Schwarze waren oft Zielscheiben neonazistischer Gruppen. Wie wollten es nicht mehr so weiter hinnehmen und wollten unsere Stimme erheben. Es gab und gibt tägliche Diskriminierung, den Rassismus in den Discos, auch in Firmen. Es ist sicherlich etwas ruhiger geworden, aber Schwarzafrikaner haben noch damit zu kämpfen, dass sie anders aussehen. Heute sind es unsere Kinder, die sehr oft vor Disco-Türen stehen und nicht reingelassen werden. Der Brandanschlag in der Hafensstraße vor acht Jahren, wo wir zehn Landsleute verloren, gab uns Recht.

Ein anders Ziel war, jungen Afrikanern eine Orientierung zu geben. Unsere Volksgruppe litt und leidet immer noch unter der Tatsache, dass einigen sehr bald an das schnelle Geld des „Dealens“, des Drogenverkaufs denken. Wie wollten die jungen Schwarzen von dieser kriminellen Tätigkeit abhalten und sie auf den Weg zur Ausbildung führen.

Gegenwind: Hast du persönlich auch Erfahrungen mit Rassismus gemacht?

Bacar Gadji: Ja. Jeder Farbige, jeder Afrikaner, der hier lebt, hat solche Erfahrungen. Jeder muss solche Erfahrungen machen. Es gibt in dieser Gesellschaft immer noch genug unverbesserliche Menschen, die der Meinung sind, wir sollen „zurück in den Busch“.

Ich bin Fußballer in den neunziger Jahren gewesen in der lokalen Liga. Ich habe das oft erlebt, dass man mich mit „Huhu“-Rufen empfängt oder dass Gegenspieler mich als „Neger“ beschimpft haben. Ich habe das durchgemacht, heute machen das andere junge Afrikaner. Die „Huhu“-Rufe haben zwar aufgehört, aber wir werden weiterhin auf dem Fußballfeld als „Neger“ beschimpft. Man muss einfach damit leben. Europa ist noch nicht richtig dazu bereit, uns als gleichwertige Menschen anzusehen.

Gegenwind: Gibt es Unterschiede zwischen denen, die eingewandert sind und vielleicht schon mit Rassismus gerechnet haben, und hier geborenen Jugendlichen, die sich als Deutsche fühlen und mit solchen Beschimpfungen schwerer fertig werden?

Bacar Gadji: Unterschiede gibt es nicht. Für die Bösaartigen sind wir alle „NEGER“, so lange du dunkelhäutig bist. Die Leute machen keinen Unterschied. Und ich kann mir vorstellen, dass es härter ist, für diejenigen Schwarzen, die hier geboren, aufgewachsen sind, die keine afrika-

nische Heimat kennen. Denen wird somit das Gefühl vermittelt, dass sie nicht dazu gehören. Aber wohin gehören sie dann? Die Beleidigungen beziehen sich immer auf unsere Hautfarbe. Ich habe nichts dagegen, dass man mich als „Schwein“ beschimpft, aber man muss mich immer als „Neger“ beschimpfen, um mich noch härter zu treffen. Das spricht schon Bände. Ein Schwarzer ist ein Schwarzer, egal ob aus Amerika oder Afrika oder hier geboren. Für die, die uns wehtun wollen, sind wir alle „Neger“.

Gegenwind: Hat es Veränderungen gegeben in den letzten Jahren?

Bacar Gadji: Ich glaube ja. Die Migration hat etwas verändert. Damals gab es in Lübeck nur sehr wenige Schwarze, wir waren nicht viele. Heutzutage kannst du in jede Schule gehen, fast in jeder Klasse sitzt ein dunkelhäutiger Mensch. Das ist ein riesiger Fortschritt, dadurch lernen die Kinder sehr früh schon den schwarzen Menschen oder den dunkelhäutigen Menschen kennen. Sie haben schwarze Freunde, sie haben mit ihnen zu tun, das führt natürlich zu einer Besserung der Situation. Aber das Problem ist, dass in schwierigen Situationen Menschen immer auf rassistische Mittel zurückgreifen, um dich nieder zu machen. Rassismus ist meiner Ansicht nach ein Mittel für viele, ihre Schwächen zu vertuschen.

Wenn die Leute mit sich selbst nicht zurechtkommen, sind wir die ersten Ziele. Es gibt bis heute viele Discotheken in Lübeck, wo dunkelhäutige Menschen das Problem haben, dass sie nicht reinkommen. Einfach, weil einige immer noch die alten Klischees bedienen: „Die nehmen uns die Frauen weg.“

Gegenwind: Trifft das Jungs und Mädchen?

Bacar Gadji: Das trifft meistens Jungs. Und dann erzählt man uns hinterher, aber drinnen sind auch dunkelhäutige Frauen. Und traurig ist auch, dass die Jungs zusammen mit ihren weißen Freunden hingehen, die dürfen rein, und sie stehen vor der Tür. Die meisten können sich nicht vorstellen, wie hart sie das trifft. Realität ist eben, sie wollen uns nicht reinlassen.

Gegenwind: Sind in der afrikanischen Gemeinschaft nur Leute, die in Afrika geboren und eingewandert sind? Oder gibt es auch hier Geborene als Mitglieder?

Bacar Gadji: Die meisten, über 90 Prozent, sind Leute, die eingewandert sind. Es sind Studenten, Gastarbeiter oder ehemalige Asylbewerber.

Gegenwind: Können sich hier Geborene denn mit den Namen „Afrikanische Gemeinschaft“ identifizieren?

Bacar Gadji: Nein, nicht unbedingt. Die hier Geborenen, sprechen wir von denen, die heute 16 oder 17 Jahre alt sind, also große Kinder – wir bemühen uns, ih-

viel sagt. Ach, ein Schwarzer, lass mal lieber. Darunter leiden manche afrikanischen Jugendlichen hier. Ich wünsche mir, dass man uns wenigstens eine Chance gibt, uns zu bewähren. Aber oft ist schon Schluss damit, dass gefragt wird, passt ein Schwarzer in unsere Firma? Ich möchte, dass man uns die Chance gibt, gut oder schlecht zu sein. Es gibt viele Fälle bei unseren Jugendlichen, die eine Ausbildungsstelle suchten und hinterher sagten, als ich dort ankam, hatte ich schon verloren.

Gegenwind: Was war der Zweck der Veranstaltung „Positive Zeichen setzen“? Ist dieser Zweck erreicht worden?

Bacar Gadji: Auf jeden Fall. Ich denke, anhand der Beiträge haben wir viele Facetten der Arbeitssituation von Migranten diskutiert, ich habe meinen eigenen Fall vorgestellt, aber viele andere Aspekte von den anderen Teilnehmern kennen gelernt. Ich fand das gut, es war nur schade, dass nicht so viele Leute da waren. Aber das Ziel war erreicht, über die schwierige Arbeitssituation von Migranten, angesichts der Massenarbeitslosigkeit hier im Lande zu informieren.



nen ein Stück Afrika nahezubringen, zu erklären, wo wir herkommen. Aber es ist klar, es ist schwer, dass sich die Kinder mit Afrika identifizieren. Ich bin auch nicht traurig darüber. Sie sind hier geboren, es sind einfach Deutsche. Ich betrachte sie als Deutsche. Hier lebt die Gesellschaft, in der sie geboren sind, es ist die einzige Gesellschaft, die sie kennen und mit der sie sich identifizieren. Ich möchte keine Parallelgesellschaft, diese afrikanischen Kinder müssen in dieser Gesellschaft zurechtkommen. Ich wünsche mir natürlich, dass sie ein bisschen von Afrika mitbekommen, ein Stück unserer Kultur. Aber sie wollen und müssen Deutsche sein in diesem Land.

Gegenwind: Haben die hier geborenen Kinder besondere Probleme mit Schule und Beruf? Gibt es Diskriminierungen?

Bacar Gadji: Beruflich gibt es manchmal Leute, wo ein erster Blick schon

„Ich weiß nicht, ob ich türkisch denke oder deutsch“

Gegenwind: Wie bist du, wie ist deine Familie nach Deutschland gekommen?

Hülya Keskin: Mein Vater kam 1970 als Gastarbeiter nach Deutschland. 1972 kam der Rest der Familie, das war meine Mutter mit meiner Schwester und mir. Ich war vier Jahre alt, meine Schwester ein Jahr alt. Ich weiß nicht genau, wo mein Vater damals gearbeitet hat, später und bis vor kurzem hat er auf Montage im Schiffbau als Schweißer gearbeitet. Meine Mutter hat im Draegerwerk gearbeitet. Sie wurde dann aber wieder schwanger, es kam eine Schwester, später noch ein Bruder und anschließend noch Zwillingenbrüder, und so konnte sie nicht mehr regelmäßig arbeiten, nur noch gelegentlich.

Gegenwind: Seid ihr damals gleich endgültig geblieben?

Hülya Keskin: Nein. Bis 1983 waren wir alle hier in Deutschland, Vater, Mutter, ich und meine fünf Geschwister. 1983 wollten meine Eltern für immer zurück in die Türkei, mein Vater blieb aber vorerst hier. Nur meine Mutter kehrte mit uns sechs Kindern zurück in die Türkei, wir haben angefangen, dort zu leben. Das war natürlich ganz schön anstrengend. Wir



mussten in Deutschland die Schule abbrechen, in der Türkei mussten wir sehen, wie wir in der Schule wieder Anschluss fanden. Wir kannten das ganze System nicht, für

uns war das fremd, wir mussten uns erst integrieren. Mit der Schule war es schwierig, ich sollte zwei Jahre zurückgestuft werden. Ich habe deshalb mit einer Ausbildung angefangen, als Friseurin, meine Schwester fing als Schneiderin an. Ich habe dann abgebrochen, habe meinen Mann kennen gelernt und habe geheiratet. Das war 1985.

Gegenwind: Welche Sprache habt ihr gesprochen, als ihr in die Türkei umzogt?

Hülya Keskin: Am Anfang haben wir natürlich unter uns Kindern nur Deutsch gesprochen. Mit der Zeit hat sich das gelegt. Wir haben die türkische Sprache gelernt, die konnten wir nicht so gut. Wir hatten hier in Deutschland einen kleinen türkischen Wortschatz, aber die Sprache hat sich mit der Zeit in der Türkei auch entwickelt. Wir wussten viele Begriffe einfach nicht. Meine Mutter hat mit uns immer, auch in Deutschland, nur Türkisch gesprochen, da sie selbst die deutsche Sprache nicht beherrschte.

Gegenwind: Warst du in der Türkei Ausländerin oder Inländerin?

Hülya Keskin: Die ersten Jahre war ich in der Türkei die „Deutschländerin“, das wusste jeder, das konnte man auch hören. Man hörte immer wieder, sie kommt aus Deutschland. Am Anfang hatte ich Schwierigkeiten damit, man hat uns immer erkannt und anders behandelt. Das war beim Einkaufen, bei jedem Gespräch, die Einheimischen haben sich untereinander immer besser verstanden, wir mussten uns erst an alles gewöhnen.

Gegenwind: Wie bist du zum zweiten Mal nach Deutschland gekommen?

Hülya Keskin: Ich habe geheiratet, habe zwei Kinder bekommen, und habe nicht mehr davon geträumt, dass ich irgendwann wieder nach Deutschland komme. Aber mein Vater kehrte nicht zurück. Deshalb sagte meine Mutter, wenn du nicht kommst, dann kommen wir zurück. Aber ich war verheiratet, die anderen konnten mit meiner Mutter zurück nach Deutschland. Ich blieb alleine in der Türkei. Aber ich musste auch zurück nach Deutschland, ich habe es mir gewünscht. Das Leben in der Türkei war ganz anders als gewohnt, aber mein Mann hätte mich nie gehen lassen. Ich habe mit meinen Eltern gesprochen, dass meine Eltern meinen Mann holen und danach mich einladen. Mein Mann kam dann nach Deutschland, aber bei mir gab es sehr viele Probleme. Ich durfte nicht einreisen, es gab so viel Stress. Bei der ersten Einladung gab es eine Absage. Bei der zweiten Einladung hat es mit Ach und Krach geklappt, das war 1993, mein Mann war inzwischen neun Monate in Deutschland. Die Absage war gekommen, weil ich keinen Grund hatte zu kommen. Mein Mann war nur als Tourist hier, wir hatten nicht beim Standesamt geheiratet, sondern nur vor dem Hodscha. Man hatte einfach die Befürchtung, dass ich hier bleibe, deshalb bekam ich kein Visum. Im Endeffekt ist ja genau das passiert. Als ich in Deutschland bleiben durfte, lebten wir für zwei Monate hier zusammen. Meinem Mann gefiel es in Deutschland nicht und er kehrte Anfang 1993 zurück in die Türkei. Ich blieb jedoch in Deutschland und wir gingen getrennte Wege. Mein Mann und ich hatten bis zu seinem Tod guten und freundschaftlichen Kontakt. Mein Mann verstarb im Jahr 1999 durch einen Autounfall in der Türkei.

Gegenwind: Wie bist du denn hier geblieben?

Hülya Keskin: Irgendeine Gesetzeslücke gab es, ich weiß nicht genau, es war sehr schwierig. Ich bin als Touristin gekommen, hatte dann nur drei Monate Aufenthaltserlaubnis. Dann habe ich drei Monate verlängert bekommen, und ich habe mich erkundigt, ich durfte nicht dauerhaft hier bleiben. Ich habe immer wieder Briefe an das Ordnungsamt geschrieben, warum und weswegen das so ist. Ich musste begründen, warum ich hier bleiben möchte. Ich habe dann mit der Schule

angefangen, die deutsche Sprache kam nach zehn Jahren Aufenthalt in der Türkei langsam wieder. Ich konnte mich von Anfang an verständigen, zum Glück hatte ich viele Kontakte. Die Schule war ein positiver Punkt bei der Ausländerbehörde, ich durfte dann hier bleiben. In der Abendschule habe ich den Hauptschulabschluss nachgeholt. Danach habe ich eine Aufenthaltserlaubnis für ein Jahr bekommen, ich habe dann eine Ausbildung als Krankenpflegehelferin gemacht. Dreieinhalb Jahre habe ich im Heiligen-Geist-Hospital gearbeitet als Altenpflegerin. Danach und zwischendurch habe ich nebenberuflich als Versicherungsvertreterin gearbeitet, kam dadurch auch in eine kaufmännische Richtung. Ich habe eine Umschulung zur Groß- und Außenhandelskauffrau gemacht. Das war 1999 bis 2000 und danach habe ich 2001 bei der Türkischen Gemeinde angefangen.

Gegenwind: Aber das war dann keine Tätigkeit im umgeschulten Beruf.

Hülya Keskin: Nein, ganz und gar nicht. Eigentlich wollte ich in die kaufmännische Richtung. Aber nach der Umschulung hat mich der damalige Projektleiter Mahir Ötün angesprochen, ob ich nicht Interesse daran hätte, im sozialen Bereich was zu tun. Ich habe gesagt, ich komme überhaupt nicht aus diesem Bereich, aber privat hatte ich immer Personen geholfen, gedolmetscht und begleitet. Das war ihm bekannt, ich war engagiert in dieser Richtung.

Gegenwind: Wie hast du diese Arbeit gelernt, die du jetzt machst?

Hülya Keskin: In erster Linie wurde ich durch Herrn Mahir Ötün gut eingearbeitet, was mir den Einstieg leichter machte. Auch durch das Arbeiten selbst habe ich dann gelernt. Ich habe sehr viel recherchieren müssen, viele Seminare besucht, sehr viel Fachliteratur lesen müssen. Ich hatte meine festen Arbeitszeiten, und nach Feierabend habe ich zu Hause weitergearbeitet, durch viel lesen Fachwissen angeeignet. Mir fehlte sehr vieles, deshalb habe ich nie Pausen gehabt. Zu Hause musste ich lesen und mich vorbereiten, es gab dann auch Probleme mit meinen Kindern. „Mama, du arbeitest schon bei der Arbeit, lass es doch zu Hause mal nach.“ Heute sind meine Kinder 18 und 16 Jahre alt, jetzt gehen sie ihren eigenen Weg.

Gegenwind: Was machen deine Kinder?

Hülya Keskin: Sie haben sehr viel zu tun. Sie gehen in die Gesamtschule, das ist bis 15 oder 16 Uhr. Beide machen Kickboxen. Meine Tochter Nalan ist 18 Jahre alt. Letztes Jahr war sie Vize-Weltmeis-

terin, vorher Vize-Europameisterin. Mein Sohn Firat ist 16 Jahre alt, er war 2003 internationaler deutscher Meister, letztes Jahr Pokalsieger und beide sind im Nationalkader der Türkei.

Gegenwind: Sind deine Kinder Türken oder Deutsche?

Hülya Keskin: Das kann ich nicht sagen. Wie fühlt man sich, türkisch oder deutsch? Ich werde ja auch gefragt, ob ich türkisch denke oder deutsch. Ich weiß es nicht. Ich fühle mich in Deutschland wohl. Ich möchte hier was machen, hier lebe ich. Meine Kinder gehen hier zur Schule, sie kennen die Türkei nur vom Urlaub. Ich möchte gerne, dass sie hier in Deutschland studieren. Aber meine Kinder sagen, wenn wir studieren, möchten wir in der Türkei leben. Sie begründen das damit, die Familie ist da, die sind ganz anders, nett und lieb, die Wärme ist da ganz anders, viel freundlicher. Meine ganze Familie ist hier, aber die Familie meines Mannes ist in der Türkei. Und es gibt eben immer Probleme, weil wir in Deutschland immer noch als Ausländer gesehen werden. So etwas erleben wir alltäglich, auch meine Kinder. Meine Tochter hat etwas erlebt, was mich sehr geärgert hat. Meine Tochter hat gekämpft, der gegnerische Trainer war ein Polizist, und meine Tochter hat gewonnen. Und dieser Mann, dieser Polizist sagte zu meiner Tochter: „Was wollt ihr hier in Deutschland überhaupt, geht doch dahin, wo ihr herkommt.“ Meine Tochter konnte das zwei Tage lang nicht verarbeiten, sie sagte, ich komme zwar aus der Türkei, aber seit ich denken kann, lebe ich hier in Deutschland. Sie ist mit fünf Jahren hierher gekommen. Was soll dieser Hass? Sie hat zwei Tage lang geweint, ich habe ihr gesagt, auch wenn er Polizist ist, das ist egal. Du musst dich nicht auf deren Niveau begeben. Das erlebt man überall, das gibt es bei allen Völkern, auch bei Türken und Deutschen, überall gibt es gute und schlechte Menschen. Wir müssen uns damit abfinden.

Gegenwind: Kannst du deine Tätigkeit bei der Türkischen Gemeinde beschreiben?

Hülya Keskin: Das ist Motivieren der Jugendlichen, Begleitung der Jugendlichen, eine Perspektive schaffen. Recherche nach offenen Ausbildungsplätzen, gemeinsame Erstellung von Bewerbungsunterlagen, Einstellungstest-Training, Vorstellungsgesprächstraining, Vermittlung von Sprachkursen und an entsprechende Stellen außerhalb unseres Kompetenzbereichs. Ebenso die Schaffung von zusätzlichen Ausbildungsplätzen in Betrieben mit Inhabern ausländischer Herkunft. Als ich nach Deutschland kam, kannte ich diese

MIGRATION

Migration

ganzen Wege nicht. Es war sehr schwer für mich Fuß zu fassen. Es gab hier und dort mal Hilfe, aber ich wusste die Wege nicht. Ich habe mich damals auch um Geld bemühen müssen, ich musste mich und die Kinder ernähren, Miete bezahlen. Ich habe die Schule abends gemacht, weil ich mir das gewünscht habe. Jetzt will ich Frauen zeigen, dass jede was machen kann. Ich warte nicht, dass sie hier zu mir kommen, ich gehe auf sie zu und zeige ihnen die Möglichkeiten. Zu mir ist damals niemand gekommen, jetzt gehe ich auf die jungen Frauen und Mädchen zu und erzähle ihnen, welche Möglichkeiten und welche Beratung es gibt. Ich frage, was sie bisher gemacht haben, und zeige, was man noch machen kann. Ich gehe mit ihnen zur Arbeitsagentur. Wir gucken, wie sind die Wege, was ist überhaupt duale Ausbildung, ich spreche dann auch mit den Eltern darüber. Die Eltern verstehen die deutsche Sprache nicht, deshalb haben sie auch Probleme, das System zu verstehen. Viele Eltern haben noch die Einstellung, was sollen sie mit der Schule, sie können ja arbeiten. Viele Jugendliche möchten erst mal arbeiten, Geld verdienen, die Schule ist dann zweitrangig. Aber sie sehen ja, sie finden keine Arbeitsplätze, sie müssen etwas lernen, eine Ausbildung machen, damit sie Arbeit kriegen.

Gegenwind: Wie reagieren die Behörden auf deine Tätigkeit?

Hülya Keskin: Bis jetzt habe ich gute Erfahrungen gemacht. Die Arbeitsagentur ruft auch an, schickt Leute zu mir, wenn sie sich nicht verständigen können. Das ist ja nur ein Teil meiner Tätigkeit. Der andere Teil besteht darin, dass ich in Migrantenbetrieben Ausbildungsplätze schaffe. Viele sind seit längerem in Deutschland, haben Praxiserfahrung, aber sie haben hier in Deutschland keine Ausbildung gemacht und sie wissen nicht, ob sie hier in Deutschland ausbilden dürfen

oder nicht. Und das regeln wir mit der Handwerkskammer oder der Industrie- und Handelskammer, dass sie auch ausbilden dürfen. Ich stelle auch alle Kontakte her, mit den Kammern und Betrieben, mit Elternvereinen und so weiter.

Gegenwind: Dein Arbeitsplatz hängt ja von immer neuen Bewilligungen von Projektförderung ab. Wenn die Behörden positiv reagieren, ist dann auch eine feste Finanzierung in Aussicht?

Hülya Keskin: Ich hoffe es so sehr. Für uns ist das nicht so toll, jedes Jahr immer darauf zu warten, ist dieses Jahr Schluss, ist nächstes Jahr Schluss? Wir kriegen ja nicht mal jährliche Zusagen. Letztes Jahr hatten wir bis Mai einen Vertrag. Im

die Jugendlichen und Betriebe, die wir betreuen. Denn es würde eine wichtige und kompetente Anlaufstelle für sie wegfallen. Es wäre toll, wenn es eine feste Stelle wäre. Schließlich sind wir sehr erfolgreich, was bestätigt wurde durch die Teilnahme an einem 2002 von der Bundesregierung ausgeschriebenen Wettbewerb zur Integration von Zuwanderern. Hier sind wir unter 1348 teilnehmenden Projekten aus ganz Deutschland durch den damaligen Bundespräsidenten Johannes Rau als eine der 10 besten Projektarbeiten ausgezeichnet worden. Vor kurzem haben wir auch die Ausschreibung des Hermann-Schmidt-Preises für innovative Ansätze zur Förderung von regionalen Kooperationen in der Berufsausbildung gewonnen.

Gegenwind: Was war das Ziel der Veranstaltung „Positive Zeichen setzen“ Ende April? Wurde das erreicht?

Hülya Keskin: Ich fand es schade, dass sehr wenig Besucher da waren. Es wäre schön gewesen, wenn mehr Besucher da gewesen wären, auch mehr ausländische Besucherinnen und Besucher. Das habe ich vermisst. Wir wollten ja bewirken den Ausländern zu vermitteln, dass man es auch als Ausländerin oder Ausländer zu etwas bringen kann und auch den Deutschen zeigen, dass wir von unserer Seite etwas für das Gemeinwohl tun. Wir haben alle ganz klein angefangen, aber ich bin zufrieden damit, wo ich jetzt bin. Es gibt viele, die sich selbständig gemacht haben. Man kann klein anfangen und es dann zu etwas bringen, ohne abhängig zu sein. Man hat mich gefragt: „Sie haben zwei Kinder, wie haben Sie das mit den Kindern geschafft?“

Ich hatte eine Tagesmutter, so konnte ich Arbeit, Abendschule und Umschulung schaffen. Viele wissen von diesen Möglichkeiten nichts. Mein Ziel war, Frauen Mut zu machen. Ich habe es geschafft, ihr könnt es auch. Es waren aber sehr wenige da, die meisten waren Menschen, die im sozialen Bereich arbeiten.



Mai bekamen wir dann einen Vertrag für einen Monat. Und dann gab es einen neuen Vertrag bis Dezember. Und dann wieder Dezember bis Mai. Es gab keine festen Zusagen. Das Geld kommt von verschiedenen Seiten, vom Wirtschaftsministerium und der Possehl-Stiftung. Es ist immer von verschiedenen Faktoren abhängig. Für mich ist das sehr anstrengend, ich kann nie fest planen, auch nicht privat. Es ist auch für die Arbeit schwierig sowie für

„Wir waren zwanzig, und alle hatten einen Traum“

Gegenwind: Wie sind Sie nach Deutschland gekommen?

Mirela Bebeti: Wir haben ein Visum gekauft, in Tirana in Albanien. Ich bin damals mit meinem Freund gekommen, wir haben inzwischen geheiratet.

Gegenwind: War es schwer zu schaffen, hier zu bleiben?

Mirela Bebeti: Ja, die ersten Jahre waren sehr schwer. Es war ein neues Land, eine neue Sprache und neue Gesetze. Aber ich war damals sehr jung, ich hatte Träume von Freiheit und Demokratie, ich träumte von Musik und vom Tanzen, vom freien Schreiben, was in Albanien nicht möglich war. Das war 1992, Albanien war eine kommunistische Diktatur. Dort war alles unmöglich, die Freiheit, die Religion, das freie Wort, das Schreiben in der Zeitung.

Gegenwind: Sie haben dann einen Asylantrag gestellt. Wie ist das Asylverfahren gelaufen?

Mirela Bebeti: Ja, wir haben einen Asylantrag gestellt. Aber damals wurde in Albanien gerade die Demokratie erkämpft. Schon als wir gingen, war es sehr unruhig, vom Umsturz selbst habe ich



nichts miterlebt. Ich habe auch die Unruhen und Kämpfe später nicht miterlebt, meine Eltern haben mir immer erzählt, was passiert ist. Wir mussten jedenfalls damals lange warten auf die Anhörung zu unserem Asylantrag, bis wir unsere Gründe erklären konnten. Wir haben das sehr gründlich erklärt, aber die Gründe wurden nicht anerkannt. In Albanien war viel die Rede von Demokratie, es gab Wahlen, aber in Wirklichkeit gab es nur Chaos und

Korruption. Das Bundesamt hat den Asylantrag abgelehnt. Wir waren dann beim Gericht, aber das war so ähnlich. Unsere Gründe wurden nicht akzeptiert. Das war Ende 1993. Ich war damals schwanger, ein Jahr haben wir gewartet.

Gegenwind: Warum konnten Sie trotz der Ablehnung Ihres Asylantrages hier bleiben?

Mirela Bebeti: Das war Schicksal. Wir haben gearbeitet, weil wir es nicht ertragen konnten, nur zu Hause zu bleiben und zu warten. Wir haben beide bei McDonalds angefangen. Aber es war schwer, die Arbeitserlaubnis zu bekommen. Wir mussten sechs Wochen warten. Es musste alles geprüft werden, ob ein Deutscher dort arbeiten will oder kann, oder einer aus einem EU-Land, und dann sind wir erst dran, als drittes Land. Wie gesagt, ich war schwanger, und einen Monat nach der Ablehnung ist mein Kind geboren worden. Es war leider schwer herzkrank, das konnte nur hier behandelt werden. Deshalb durften wir hier bleiben. Wir hatten auch Glück, dass wir schon gearbeitet haben, wir konnten die Krankenkasse selbst bezahlen. Es war unser Glück im Unglück. Die Behandlung, die Operation hat die Versicherung bezahlt, wir hatten keine Probleme mit den Äm-

MIGRATION

Migration

tern. Heute ist mein Kind nicht gesund, das kann es nie werden, aber es lebt wie ein gesundes Kind.

Gegenwind: Wie haben Sie Deutsch gelernt?

Mirela Bebeti: Zuerst habe ich es alleine versucht. Ich habe Bücher gekauft und selbst bezahlt. Ich habe alleine gelernt, ich hatte damals keine Lust, zu einem Kurs zu gehen. Ich fand es schwer, rauszugehen. Und warum sollte ich Deutsch lernen? Niemand nahm unsere Gründe zur Flucht ernst, wir sollten ja nicht in Deutschland bleiben. Wir besprachen immer, wohin wir gehen sollen, denn zurück wollte ich nicht. Wir wollten Geld verdienen und sparen, aber wir wussten ja nicht, in welchem Land wir leben könnten. Wir haben sehr isoliert gelebt, aber wir haben das deutsche Fernsehprogramm gesehen. Wir haben geübt: „Wie heißt du?“ „Woher kommst du?“. Und als ich Arbeit gefunden habe, musste ich ein bisschen Englisch können, die Artikel auswendig lernen, so dass ich verkaufen konnte.

Gegenwind: Die Arbeit bei McDonalds ist ja kein Traum fürs Leben.

Mirela Bebeti: Nein, für mich nicht. Für andere vielleicht, für mich war das nichts.

Gegenwind: Ab wann waren Sie damit nicht mehr zufrieden?

Mirela Bebeti: Eigentlich immer. Zuerst war ich damit nicht unzufrieden, weil ich viele andere Probleme hatte. Ich hatte Angst, lebte in einem fremden Land, konnte die Sprache nicht. Dann mein kranker Sohn, das war nicht leicht. Ich war froh, überhaupt Arbeit zu haben, und ich musste mich um meinen Sohn kümmern. Ich brauchte die Arbeit auch, um die Krankenversicherung alleine zu bezahlen. Ich hatte aber den Traum, in die Schule zu gehen, wenn ich ein Aufenthaltsrecht bekomme. Ich bin Lehrerin, ich habe in Albanien studiert und ein Jahr dort gearbeitet. Aber es war klar, ich kann hier als Lehrerin nicht arbeiten. Nicht nur, dass mein Diplom hier nicht anerkannt wurde, es war auch die Sprache und das zusätzliche Wissen, was

ich in Albanien nicht bekommen konnte. Der Weg war viel zu lang. Und die vielen

Jahre waren verlorene Jahre. Es war schön mit der Familie, dem Kind und der Arbeit, aber ich war nicht glücklich. Mir fehlte etwas. Ich habe mich manchmal gefragt: Was mache ich eigentlich? Bei McDonalds, das war nicht genug. Als ich meinen unbefristeten Aufenthalt bekommen habe, bin ich am gleichen Tag zum Arbeitsamt gegangen. Ich habe gefragt: Wie geht es jetzt weiter? Ich möchte was lernen. Ich wollte, dass mindestens ein Teil meines Studiums anerkannt wird. Ich wollte damit was machen oder einen neuen Beruf lernen. Sie haben mir einen Weg gezeigt. Ich habe einen psychologischen Test gemacht, darauf musste ich ein paar Monate warten. Das war 1999. Dann musste ich da einen Intel-



lizenzttest machen, auf den Termin musste ich auch ein paar Monate warten. Ich habe den Intelligenztest geschafft, und dann habe ich einen Deutschkurs in der Wirtschaftsakademie gemacht. Das war irgendein Pilotprojekt, es ging nicht nur um die Sprache, da konnte ich schon in der Mittelstufe einsteigen. Es ging auch um deutsche Geschichte, Mathe, um Grundrechte und Rechtssystem. Es gab auch Beratungsstunden, wie können wir unsere Ziele erreichen, wie können wir unseren Weg finden. Wir waren zwanzig, und alle hatten einen Traum. Wir wollten unterschiedliche Berufe, unterschiedliche Ausbildungen, und dort wurden uns Wege gezeigt. Ich habe dann alle meine Zeugnisse ins Kultusministerium geschickt, um die Gleichwertigkeitsbescheinigung zu bekommen, und dann habe ich mich beworben.

Gegenwind: Welchen Beruf wollten Sie lernen?

Mirela Bebeti: Ich wollte einen sozialen Beruf lernen. Ich habe mich über viele Berufe informiert, über Ausbildungen und den Schwierigkeitsgrad, und ich wollte die Ausbildung zur Erzieherin machen. Das habe ich selbst entschieden, auch weil es zur Ausbildung als Lehrerin passt. Aber ich war skeptisch, weil ich die deutsche Sprache nicht perfekt kann. Der Beruf hat viel mit Sprache zu tun, und ich wollte den Kindern auch kein falsches Deutsch beibringen. Aber in der Schule, das war die berufliche Schule am Königsweg in Kiel, habe ich die Ausbildung in drei Jahren erfolgreich abgeschlossen. Und ich habe in der Ausbildung gemerkt, dass fachliche und soziale Kompetenz genauso wichtig ist wie die Sprache. Heute sehen die Kolleginnen meine Kompetenz, und Fehler bei der Sprache können sie korrigieren. Ich habe Praktika bei der AWO gemacht, zuerst in der Räumerei, dann im Mädchentreff,

und dann bei der Stadt Kiel in der Kindertagesstätte Helmholzstraße. Ich habe mich danach bei der Stadt beworben, habe eine Stelle in Mettenhof bekommen, aber dann wurde eine Stelle in der Helmholzstraße frei, und da wollte ich lieber arbeiten.

Gegenwind: Sind dort auch albanische Kinder?

Mirela Bebeti: Ein paar, nicht viele. In Mettenhof waren

mehr.

Gegenwind: Hat das bei der Einstellung eine Rolle gespielt, dass Sie beide Sprachen können?

Mirela Bebeti: Ja, ich denke, das hat eine Rolle gespielt. Es ging nicht speziell um Albanisch, aber es mussten mindestens zwei Sprachen sein. Zweisprachigkeit ist wichtig. Die Kinder kommen aus vielen Ländern und vielen Kulturen, und sie brauchen Vorbilder. Ich komme auch aus einem anderen Land und einer anderen Kultur und lebe und arbeite hier. In unserer Einrichtung ist die interkulturelle Erziehung ein großes Ziel. Und wenn albanische Eltern Probleme haben, spreche ich mit denen. Wir haben auch eine türkische Erzieherin, die dann viel mit türkischen Eltern zu tun hat.

Gegenwind: Bringen Sie auch deutschen Kindern ein bisschen Albanisch bei?

Mirela Bebeti: Nein, das nicht. Aber ein paar Lieder können sie inzwischen, und bei einzelnen Wörtern fragen sie immer: „Welche Sprache ist das?“, sie hören zu, sind neugierig.

Gegenwind: Ist das ein Beruf fürs Leben?

Mirela Bebeti: Ja, das kann ich mir vorstellen. Ich arbeite jetzt seit einem Jahr, der Beruf macht mir Spaß.

Gegenwind: Besuchen Sie zwischendurch Albanien?

Mirela Bebeti: Ja, meine Eltern, Schwiegereltern, Geschwister. Das Land hat sich sehr verändert, positiv und negativ.

Gegenwind: Wenn Sie dort junge Leute treffen, die nach Deutschland wollen, was raten Sie ihnen?

Mirela Bebeti: Das ist schwer zu beantworten. Es gibt viele Leute, die dort keine Möglichkeiten haben. Aber ich sage immer, es ist ein fremdes Land. Man muss sich hier daran gewöhnen allein zu sein. Dort hat man die Familie und Freunde, hier ist es schwer, Freunde zu finden. Die Kultur spielt eine große Rolle. Das eine ist dein Heimatland, das andere ist ein fremdes Land, und es ist schwer, hier etwas zu erreichen. Aber wer einen Traum hat und ihn zu Hause nicht verwirklichen kann, muss das Recht haben, das woanders zu versuchen.

Gegenwind: Was würden Sie in Deutschland ändern?

Mirela Bebeti: Warum müssen die Leute hier so lange warten? Wenn sie fähig sind, wenn sie was können, warum müssen sie so lange warten, um eine Erlaubnis zu bekommen? Wenn sie studieren möchten, warum müssen sie so lange warten? Ich möchte die Gesetze ändern, aber das ist wahrscheinlich zu schwer.

Gegenwind: Sind Sie zufrieden mit dem, was Sie erreicht haben?

Mirela Bebeti: Ja, klar. Ich habe etwas erreicht, ich kann jetzt glücklich leben. Vorher habe ich nur für meinen Sohn und für meine Familie gelebt, jetzt bin ich selbst glücklich. Ich muss ja hier leben, schon wegen der medizinischen Versorgung für mein Kind. In Albanien kann ich nicht leben, für mich ist das dort keine Demokratie, das ist nur Korruption und Chaos. Es dauert bestimmt noch 20 oder 30 Jahre, bis dort Demokratie wie in Deutschland herrscht. Aber dann müsste ich dort wieder ein neues Leben anfangen. Ich habe schon so viele Jahre verloren, und jetzt bin ich hier integriert.

Orhan Iskender

„Flensburg ist schön und ruhig...“



Orhan Iskender ist 26 Jahre alt und lebt in Flensburg. Wir trafen ihn Ende September im Autohaus Klaus + Co.

Gegenwind: Seit wann lebt Ihre Familie in Deutschland?

Orhan Iskender: Ich bin 1979 in Flensburg geboren. Meine Eltern kamen vor ungefähr 30 Jahren nach Deutschland, und zwar direkt nach Flensburg. Meine Mutter kam zuerst. Sie konnte im Anwerbebüro in Istanbul nach Frankfurt oder nach Flensburg. Sie hat die Dame bei der Vermittlung gefragt, was besser sei. Ihr wurde gesagt, Flensburg ist schön und ruhig, und die bisher Vermittelten seien alle zufrieden. So entschied sie sich für Flensburg, sie arbeitet bei Danfoss, das ist ein Kompressoren-Hersteller. Ich bin also hier geboren, habe auch einige Zeit in Deutschland gelebt, bin dann aber bei meinen Großeltern in Istanbul aufgewachsen. Mit 13 oder 14 Jahren kam ich wieder nach Deutschland.

Gegenwind: Planten Ihre Eltern, in die Türkei zurück zu kehren? Sind Sie deshalb nach Istanbul geschickt worden?

Orhan Iskender: Sicherlich war das der Hintergrund. Sie wollten aber auf jeden Fall, dass ich die Kultur, aus der ich komme, nicht vergesse. Es ging auch um die Sprache. Nach Deutschland kam ich wohl deshalb zurück, damit ich zweisprachig aufwache.

Gegenwind: Haben Sie Geschwister?

Orhan Iskender: Ich habe einen älteren Bruder, der ist jetzt 34 Jahre alt, verheiratet. Der ist in der Türkei geboren, auch bei meinen Großeltern aufgewachsen. Wir sind zusammen nach Deutschland gekommen.

Gegenwind: Wo sind Sie hier zur Schule gegangen?

MIGRATION

Migration

Orhan Iskender: Erst musste ich zur Waldschule, das war ein Vorbereitungsjahr mit einer Klasse nur mit ausländischen Kindern. Dort musste ich die deutsche Sprache lernen, nebenbei habe ich noch Nachhilfe genommen, um die deutsche Sprache zu beherrschen. Anschließend kam ich auf die Ramsharde-Schule, auch eine Grundschule, aber näher dran. Dort habe ich die vierte Klasse absolviert, und dann ging es weiter auf dem Gymnasium, ich habe dort die neunte Klasse wiederholt, bin aber gleichzeitig auf eine andere Schule gewechselt, die Goethe-Schule. Dort habe ich drei Jahre absolviert, habe mich aber in der 11. Klasse dazu entschlossen, auf eine Wirtschaftsschule zu gehen. Ich habe mich bei der Handelslehranstalt beworben, dort habe ich die Fachhochschulreife erhalten.

Gegenwind: Hatten Sie in der Schule Probleme?

Orhan Iskender: Eigentlich nicht. Am Anfang hatte ich Schwierigkeiten mit der Sprache, aber das ging später.

Gegenwind: Waren die anderen in der Klasse jünger?

Orhan Iskender: Im Gymnasium waren sie ein oder zwei Jahre jünger, das war für mich aber nicht ausschlaggebend.

Gegenwind: Waren andere Ausländerinnen oder Ausländer in den Klassen?

Orhan Iskender: Am Anfang in der Vorbereitungsklasse waren wir natürlich nur Ausländer. Ansonsten gab es einen anderen Mitschüler aus der Türkei auf dem Gymnasium. Auf der Handelsschule gab es mehrere ausländische Mitschüler in der Klasse.

Gegenwind: Wie ging es weiter mit der Ausbildung?

Orhan Iskender: Während ich die Fachhochschulreife machte, habe ich mich schon beworben. Ich wollte zunächst Bankkaufmann werden, da habe ich zwar Vorstellungsgespräche bekommen, es hat aber nicht geklappt, das war noch

in der 11. Klasse. In der 12. Klasse habe ich mich dann in dem Autohaus beworben, in dem ich jetzt arbeite. Ich hatte ein Vorstellungsgespräch, es klappte wunderbar, ich habe hier meine Ausbildung gemacht und bin dann übernommen worden. Ich bin jetzt Automobilkaufmann. Es geht natürlich um die Autobranche generell, die Ausbildung ist von Autohaus zu Autohaus etwas verschieden. Bei uns gibt es vier große Abteilungen, Teiledienst, Annahme, Verkauf und Buchhaltung, die ich durchlaufen habe.

Gegenwind: Gab es Vor- oder Nachteile dadurch, dass Sie Ausländer sind?



Orhan Iskender: Meine Sprachkenntnisse nützen natürlich. Aber eigentlich hatte ich weder Vor- noch Nachteile.

Gegenwind: Hat das Autohaus Interesse daran gezeigt, dass Sie türkische Kunden ansprechen können?

Orhan Iskender: Ja, da gibt es großes Interesse. Wenn türkische Kunden kommen, die nicht so gut deutsch können, dann komme ich zum Dolmetschen oder spreche direkt mit ihnen. Genauso muss ich auch die türkischen Kunden anrufen.

Gegenwind: Hat das beim Vorstellungsgespräch eine Rolle gespielt? Hatte das Autohaus Interesse, durch Sie neue Kunden zu gewinnen?

Orhan Iskender: Nein. Wenn jetzt was ist, werde ich gefragt, und helfe gerne meinen Kollegen, wenn es sprachliche Probleme gibt.

Gegenwind: Jugendliche türkischer Herkunft machen ja seltener eine Ausbil-

dung als deutsche Jugendliche, arbeiten häufiger als Ungelernte. Woran liegt das?

Orhan Iskender: Wichtig ist der Bekanntenkreis, der Freundeskreis. Ich haben einen großen und sehr gemischten Freundeskreis, deutsche und türkische Freunde. Und ich habe die Sprache schnell gelernt, dadurch ist es leichter, das zu erreichen, was man erreichen möchte.

Gegenwind: Konnten Ihnen Ihre Eltern bei den Schularbeiten helfen?

Orhan Iskender: Nein, gar nicht. Sie sprechen nicht so gut deutsch. Das ist nicht weiter schlimm, ich kann ihnen ja helfen und helfe auch gerne, aber sie konnten mir für die Schule nicht helfen. Leider hatten sie nicht die Möglichkeit, wie einige von uns, vom Grund auf mit der deutschen Sprache in der Schule aufzuwachsen.

Gegenwind: Welchen Wert haben denn Ihre Eltern auf Schule und Ausbildung gelegt?

Orhan Iskender: Eine Ausbildung sollte ich auf jeden Fall machen. Meine Eltern haben mich da sehr unterstützt.

Gegenwind: Sie haben jetzt an der Veranstaltung teilgenommen und Ihren Werdegang vorgestellt. Leider waren wenig Jugendliche da. Wollten Sie andere ermuntern, genauso viel Wert auf einen guten Schulabschluss und eine Ausbildung zu legen?

Orhan Iskender: Versuchen wollte ich es auf jeden Fall. Ich bin da zufällig hingekommen. Ich hatte beim türkischen Kulturverein darum gebeten, mir bei einem türkischen Anzeigentext für unser Autohaus zu helfen, weil ich das spezielle Wirtschaftstürkisch nicht so gut kann. Und einige Monate später kam dann ein Anruf, ich sollte mich doch an der Veranstaltung beteiligen. Und Jugendliche waren zwar wenig da, ich weiß auch nicht, wie dafür Werbung gemacht wurde. Hauptsächlich waren Eltern da, das war schon gut. Die Eltern hätten natürlich ihre Töchter und Söhne mitbringen können. Das hat leider nicht geklappt. Aber es war und ist bestimmt nicht die letzte Veranstaltung gewesen...

„Unsere Kundschaft ist multikulturell“



Gegenwind: Wie sind Sie und Ihre Familie nach Deutschland und nach Lübeck gekommen?

Ömer Yilderim: Ich bin 1971 zum ersten Mal nach Deutschland gekommen. Ich war fünf Jahre alt, meine Familie war eine Arbeiterfamilie. Meine Eltern waren Gastarbeiter. Ich habe angefangen mit der Grundschule, in der dritten Klasse ging ich wieder zurück in die Türkei. Mein Vater wollte, dass ich die Schule da fertig mache, das war die Hauptschule, die ging bis zur 5. Klasse. Danach kam ich wieder zurück nach Deutschland, das war 1979. Ich kam nach Lübeck, ging hier zur Hauptschule und machte meinen Hauptschulabschluss.

Gegenwind: Konnten Sie, als Sie zum zweiten Mal nach Deutschland kamen, noch deutsch sprechen?

Ömer Yilderim: Ja, das war der einzige Vorteil damals, deshalb hatte ich nicht so große Schwierigkeiten, mit unter meinen Freunden wieder zurechtzufinden.

den, die ich als Fünf-, Sechsjähriger kennengelernt hatte.

Gegenwind: Was war die Motivation Ihrer Eltern, Sie teils hier, teils in der Türkei aufwachsen zu lassen?

Ömer Yilderim: Das war mein Vater, es hatte Vor- und Nachteile. Der Nachteil war, ich kam hier aus der dritten Klasse und kam Jahre später in die sechste Klasse. Und das konnte ich nur, weil ich die Sprache noch konnte, aber ich habe drei Jahre verloren. Als mein Vater 1969 herkam, plante er auch, irgendwann zurück zu gehen. Er kam für ein paar Jahre, wollte dann ein Haus bauen oder Land kaufen und zurück. Aber es wurden mehr als 30 Jahre, jetzt lebt er als Rentner in der Türkei. Er ist dort immer länger, aber ab und zu auch hier.

Gegenwind: Als Sie zum zweiten Mal nach Deutschland kamen – war das für Sie endgültig, oder wussten Sie auch noch nicht, wo Sie später leben?

Ömer Yilderim: Das war schon endgültig. Ich fing mit der Schule an, danach machte ich eine Lehre als Kfz-Lehrling, die Lehre habe ich nicht ganz beendet, weil ich die Prüfung nicht geschafft habe, dann habe ich mir Arbeit gesucht.

Ich war nur ein paar Wochen arbeitslos, dann fand ich Arbeit in einer Kfz-Firma, als Hilfsarbeiter. Das war 1987, ich habe gereinigt, das Lager instand gehalten, ich war dann später Kfz-Lagerist, ein Beruf, den ich 13 Jahre lang ausgeübt habe, bis 1999. Es war damals noch ein Hintergedanke, dass ich irgendwann zurück gehe, aber ich habe dann geheiratet, ich habe Kinder, dann wurde klar, dass wir nicht zurück können. Wir haben uns hier eingelebt, die Kultur nicht hundertprozentig, aber die Umwelt, die Lebensart, wir sind eben keine Türken mehr. Auch keine hundertprozentigen Deutschen, aber vieles haben wir uns angeeignet. Meine Frau kommt auch aus der Türkei, sie kam später her, 1989.

Gegenwind: Was sind Ihre Kinder?

Ömer Yilderim: Sie sind beidseitig aufgewachsen, in der Schule sind sie Deutsche, mit dem Freundeskreis ist es auch eher deutsch, aber insgesamt ist es beidseitig.

Gegenwind: Wie kennen Ihre Kinder die Türkei? Ist das ein Urlaubsland? Oder können sich die Kinder das auch als Heimatland vorstellen?

Ömer Yilderim: Der Älteste ist 14, der kennt das ein bisschen anders. Die Großeltern sind dort, der Onkel, die Tante sind dort, er kennt seine Familie in der Türkei, auch wenn wir nur im Urlaub hinfahren. Also sie kennen es als Urlaubsort, aber sie wissen, dass der Vater und die Mutter dort herkamen. Mehr wissen sie leider auch nicht.

Gegenwind: Wünschen Sie, dass die Kinder mehr wissen? Oder sind Sie zufrieden damit, dass die Kinder Lübecker sind?

Ömer Yilderim: Wir sind Lübecker. Aber wir dürfen nicht vergessen, wo wir herkommen und wo die Eltern herkommen. Das muss man wissen, nicht nur das Land, auch die Stadt und die Gegend. Wenn wir in die Türkei fahren, reisen wir viel herum, zu allen Familienangehörigen, sie sollen alle kennen lernen und sie später auch selbst besuchen können.

Gegenwind: Welche Sprache sprechen Sie zu Hause?

Ömer Yilderim: Türkisch.

Gegenwind: Und die Kinder untereinander?

MIGRATION

Migration

Ömer Yilderim: Das ist verschieden. Manchmal deutsch, manchmal türkisch.

Gegenwind: Können Ihre Kinder beide Sprachen gleich gut?

Ömer Yilderim: Doch, das können sie.

Gegenwind: Wie sind Sie vom ungelernten Hilfsarbeiter zum Inhaber eines Supermarktes geworden?

Ömer Yilderim: 1999 haben wir mit Kollegen, 19 Mann waren wir damals, uns zusammengesetzt und eine Kasse gegründet. Jeder hat was eingezahlt, mit diesem Geld wollten wir etwas für uns aufbauen. Es stand nicht fest was, wir haben mit ein paar hundert D-Mark damals angefangen, jeden Monat. Im Januar 1999 haben wir angefangen zu sparen, und bis Ende des Jahres haben wir uns jeden Monat zusammengesetzt, über einen Imbiss oder einen Supermarkt diskutiert, wir wollten irgend was machen. Ende des Jahres hörten wir, dass eine große Firma eine Vertretung abgeben wollte, es sollten Lebensmittel hier verkauft werden. Wir wurden Lebensmittelgroßhändler, gründeten die Anadolu Feinkost GmbH. Das war im Januar 2000.

Gegenwind: Was waren das für 19 Leute, die diesen Sparclub gründeten?

Ömer Yilderim: Das waren Selbstständige, es war ein Fußballspieler, ein Imbiss-Besitzer, auch Arbeiter. Alle sind Lübecker Türken, die sich untereinander kannten. Wir waren uns einig, wir haben eine Kasse gegründet. Es gab einen Kassenswart, einen zweiten Kassenswart, ein Schriftführer, der eingetragen hat, wer für den Monat schon bezahlt hat, und die erinnert hat, die noch nicht bezahlt haben. Wir fingen an zu sparen. Und als wir die Anadolu Feinkost gegründet haben, waren wir 19 gleichberechtigte Besitzer, wir haben das als GmbH gegründet. Jeder hat ungefähr 5000 DM bezahlt. Es war das angesparte Geld, aber jeder musste vom eigenen Gesparten noch was dazu zahlen.

Gegenwind: Wie ging es mit der Firma weiter?

Ömer Yilderim: Wir merkten mit der Zeit, dass man einen Lebensmittel-Großhandel nur machen kann, wenn

man Ware in Mengen günstig einkauft und mithalten kann auf dem Markt. Wir brauchten immer wieder mehr Geld, uns zu vergrößern. Einige von uns waren Firmenbesitzer, die das Geld bezahlen konnten, andere waren Arbeiter, und von dem Lohn konnten sie nur 100, 200 oder höchstens 300 sparen. Die konnten die Nachzahlungen nicht aufbringen. Ende 2002 beschlossen wir dann, die Firma zu verkaufen oder aufzugeben, weil wir uns nicht schnell genug vergrößern konnten. Wir hatten schon länger über den Einzelhandel diskutiert, über einen Markt, um unsere Sachen selbst zu verkaufen. Da fehlte das Geld auch. Wir haben uns dann mit vier Kollegen zusammengetan und den „Frieden Markt GmbH“ gegründet. Die anderen konnten hier nicht mehr mitmachen. Ich hatte inzwischen durch die Arbeit den Beruf erlernt, Lebensmittelgroß-



handel und Einzelhandel. Deshalb habe ich jetzt gesagt, ich übernehme das. Wir haben vereinbart, ich übernehme das und zahle die anderen aus. So übernahm ich im Januar 2003 die Firma Anadolu Feinkost alleine.

Gegenwind: Haben Sie eine anerkannte Ausbildung gemacht?

Ömer Yilderim: Nein. Ich habe das gelernt mit der Zeit, Lebensmittelverkäufer bin ich durch das Lernen bei der Arbeit.

Gegenwind: Wie groß sind die beiden Firmen jetzt?

Ömer Yilderim: Bei der Anadolu Feinkost sind wir zwei Mann, ein Mitarbeiter und ich als Geschäftsführer. In der „Frieden Markt GmbH“ waren wir vier Mann als Gesellschafter. Die anderen drei haben jetzt auch aufgegeben, ich übernehme das auch alleine, das passiert bis Ende des Jahres. Ich mache dann beide Firmen alleine. Ich bin jetzt fünf Jahre dabei, habe den Beruf gelernt, und ich will nicht noch mal was anderes machen. Der Um-

satz im Supermarkt liegt bei 50.000 bis 70.000 Euro im Monat. Wir waren mal bis sieben, acht Angestellte, das ging mal runter, mal hoch. Es läuft nicht mehr so gut wie am Anfang, seit der Euro kam, geht es bergab.

Gegenwind: Sie müssen ja mit großen Ketten konkurrieren. Oder beschränken Sie sich auf türkische Kunden?

Ömer Yilderim: Nein, wir arbeiten mit Coop Schleswig-Holstein zusammen. Dieser Laden war vorher ein Sky-Laden, der Coop Schleswig-Holstein gehörte. Den haben wir übernommen, unter unserem eigenen Namen. Aber wir arbeiten mit Kord Schleswig-Holstein zusammen, und wir bekommen auch Waren vor dort geliefert.

Gegenwind: Kommen denn die Nachbarn, die früher zu Sky gegangen sind, jetzt zu Ihnen? Oder gibt es auch eine Scheu vor einem „türkischen“ Geschäft?

Ömer Yilderim: Die kommen, vor allem die älteren. Unsere Kundschaft ist multikulturell. Wir haben deutsche, türkische, arabische Kunden, aber auch viele andere mehr. Wir arbeiten frei, wir kaufen selbständig ein. Wir fahren alle zwei, drei Tage zum Großmarkt

nach Hamburg und haben deshalb immer frisches Obst und Gemüse. Wir kaufen Waren auf Paletten, und die Menge macht den Preis. Deswegen können wir mithalten mit den Ketten.

Gegenwind: Sie beschriften ihre Waren sehr viel deutlicher als sonst in Supermärkten üblich. In der Kühltruhe habe ich große Schilder gesehen, auf denen steht, ob die Wurst von Schaf oder vom Rind stammt. Müssen Sie das für Ihre Kunden so machen?

Ömer Yilderim: Ja, darauf legen viele Wert. Wir haben keinen Alkohol und kein Schweinefleisch. Die Wurstarten, die wir haben, sind deutlich beschriftet, weil unsere Kundinnen und Kunden wissen wollen, was drin ist.

Gegenwind: Machen Sie damit besonders Werbung oder spricht sich das von selbst rum?

Ömer Yilderim: Das spricht sich von selbst rum. Mit den Preisen können wir mithalten, bei Obst und Gemüse haben wir zum Teil auch bessere Preise als

die Ketten. Wir haben allerdings einen Schwerpunkt Freitag und Sonnabend, da sind deutlich mehr Kunden da als in der Woche.

Gegenwind: Ist Ihr Einzugsgebiet größer als bei einem deutschen Supermarkt?

Ömer Yilderim: Ja, sie kommen nicht nur aus der Umgebung, auch aus Kücknitz, Eichholz, Moising, was gebietsmäßig weit weg ist. In der Größenordnung gibt es auch keinen zweiten Supermarkt in Lübeck, die anderen sind kleiner. Die anderen haben auch ihre Kunden, aber in der Größenordnung sind wir die einzigen.

Gegenwind: Machen Sie Ihre Werbung auf deutsch oder auf türkisch?

Ömer Yilderim: Das ist sowieso selten, bei Sonderangeboten machen wir Handzettel. Die beste Werbung sind die Preise, das spricht sich von selbst rum. Und auf die Handzettel schreibe ich nur die Artikelnamen und die Preise dahinter, oben steht „Angebot“. Das ist dann nicht von der Sprache abhängig.

Gegenwind: Läuft denn jetzt der Sparclub weiter?

Ömer Yilderim: Nein. Mit der Beendigung der Firma endet auch die Existenz des Sparclubs. Die Mitglieder haben ihre Einlagen zurück bekommen. Es ist einerseits schade, dass es nicht weiter geht. Wenn man eine Firma zu mehreren macht, kann man sich auch gegenseitig vertreten. Wenn man Teilhaber hat, kann man denen beruhigt die Firma überlassen und selbst Urlaub machen. Jetzt bin ich alleine und kann nur schwer Urlaub machen. Wenn ich jetzt mal eine Woche weg bin, sammelt sich schon viel Schreibkram an. Ein Mitarbeiter muss dann zum Großmarkt einkaufen, und hier fehlen schon zwei. Ich arbeite jetzt im Minimum 14 bis 16 Stunden am Tag.

Gegenwind: Sind Sie zufrieden mit der Entwicklung?

Ömer Yilderim: Ja. Es könnte besser sein, aber die Wirtschaftslage ist nicht gut, und wir können zufrieden sein.

Gegenwind: Sie haben ja keine formelle Ausbildung. Vermissen Sie das manchmal?

Ömer Yilderim: Wenn ich es gelernt hätte, hätte das manchmal Vorteile. Aber ich habe heute keine Probleme. Und ich habe jetzt eine Auszubildende, die im August angefangen hat. Ich habe außerdem einen Angestellten, der das gelernt hat, einen anderen habe ich hier angelernt. Ich habe inzwischen eine Ausbildungsberechtigung.

Rezan Hardi

„Wir müssen mehr leisten, um eine Chance zu haben“

Gegenwind: Wie haben Sie im Irak gelebt?

Rezan Hardi: Ich bin 1961 in Suleymania geboren. Das ist eine kurdische Stadt an der Grenze zum Iran. Dort bin ich zur Schule gegangen und habe nach 12 Jahren Abitur gemacht, und zwar mit eins plus. Es ist mindestens eine Zwei nötig, um Studieren zu dürfen. Schon als junges Mädchen wollte ich Ärztin werden. Ich habe seit 1963 den Krieg zwischen der irakischen Regierung und den Kurden miterlebt, der bis 1970 dauerte. Mein Vater kämpfte als Partisan, lebte im Grenzgebiet zum Iran, und ich lebte mit meiner Mutter oder Oma alleine. Ich habe schon als kleines Kind meinen



Vater und auch oft meine Mutter vermisst. Ich habe in den Sommerferien mit meinen Eltern zusammen gelebt, und dort sah ich viele Verletzungen, gerade bei Kindern. Das war wohl der Grund, weshalb ich immer Ärztin werden wollte.

MIGRATION

Migration

Ich studierte in Mossul, einer Stadt, in der Araber und Kurden zusammen leben, allerdings mit vielen Problemen. 1981 begann ich mit meinem Medizinstudium. Leider begann 1981 der Krieg mit dem Iran, wir mussten alle in Kliniken arbeiten. Ich sah viele Kriegsverletzte, es gab oft Alarm und Bombardierungen.

Ich hatte während des Studiums politisch aktive Araber kennen gelernt, das war, als schon Saddam Hussein regierte. Immer wieder wurden junge Männer und junge Frauen von der Geheimpolizei mitgenommen, wir haben sie nie wieder gesehen. Meine beiden Brüder waren politisch aktiv, das war für mich auch ein Risiko, denn die Geheimpolizei verhaftete auch Familienangehörige. Ich entschloss mich, weiter zu studieren, und konnte mein Studium 1988 abschließen. Doch damals setzte Saddam Hussein chemische Waffen gegen kurdische Städte ein, und mein Vater beschloss das Land zu verlassen. Es war nicht nur die Angst vor einer Diktatur, die die eigene Bevölkerung angreift und vergiftet. Es war auch die Sorge um mich, weil Schwestern von politisch Aktiven immer wieder gefangen, vergewaltigt und gefoltert wurden. So floh unsere ganze Familie in den Iran, in den kurdischen Teil direkt an der Grenze. Für mich war das auch eine große Enttäuschung, denn ich wollte eigentlich als Ärztin arbeiten. Im Iran ist es für eine Frau nicht einfach, heute ist es vielleicht etwas gelockert. Ich hatte bis dahin nie einen Schleier getragen, Freundinnen schon, das ist auch in Ordnung, wenn eine Frau das selbst will. Aber in Iran musste ich mich völlig verhüllen, kein Haar durfte zu sehen sein – aber sonst hat man keine Chance, im Iran eine Arbeit zu bekommen. Mir war die Arbeit wichtiger. Aber als Flüchtling musste ich erst ein neues Staatsexamen im Iran absolvieren. Außerdem brauchte ich eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung, das ist ähnlich wie in Deutschland. Es war ein langer Kampf, ein Hin und Her. Ich war oft in Teheran, musste zum Geheimdienst, zum Arbeitsministerium und anderen. Ich musste lernen, Männer nicht anzugucken, den Blick zu senken, als Frau klein auszu-sehen, leise zu reden und so weiter.

Gegenwind: Konnten Sie damals schon Persisch?

Rezan Hardi: Ja, das konnte ich schon. Wir lebten ja im Grenzgebiet, und mein Vater konnte Persisch und hat mir als Kind schon viel beigebracht. 1974 waren wir schon mal in den Iran geflohen, da habe ich weiter Persisch gelernt. 1988 konnte ich es nicht fließend, aber ich konnte mich verständigen. Als Ärztin musste ich natürlich Persisch können, das habe ich schnell perfektioniert. 1989 durfte ich als

Ärztin im Iran arbeiten, in einer kleinen Stadt an der Grenze, in einer Ambulanz.

Dort habe ich bis 1992 gearbeitet.

1990 hat Saddam Hussein ja Kuwait besetzt. Es gab das Ultimatum der USA, die Truppen abzuziehen, was er nicht tat, und 1991 begann der Golfkrieg. Als Kurden wurden wir schnell aktiv, das war für uns die Gelegenheit, wieder in die Heimat zurückzukehren und auch gegen die Diktatur zu kämpfen. Die Männer gingen zuerst, mehrere Städte im Norden konnten schnell befreit werden, und wir Frauen kehrten auch zurück. Aber nachdem Saddam Hussein den Aufstand der Schiiten im Süden niedergeschlagen hatten, rückten die Truppen im Norden ein. Es war eine Katastrophe, über drei Millionen Kurden flohen in den Iran oder die Türkei. Ich war mit meinem ersten Sohn schwanger, viele Kinder sind gestorben. Wir hatten nichts zu essen, wir tranken Regenwasser. Aber dann entstand die Flugverbotszone, wir konnten zurückkehren. Die Zone reichte bis zum 36. Breitengrad, nördlich davon waren wir Kurden sicher. Wir gingen nach Suleymania, obwohl die Stadt südlich der Zone lag, aber dort war die irakische Armee auch abgezogen.

Mit der Armee war aber die gesamte Verwaltung auch abgezogen, wir waren autonom, mussten aber nicht nur die Regierung, sondern die gesamte Verwaltung neu aufbauen, völlig ohne Erfahrung. Ich arbeitete seit 1992 im Irak als Ärztin. Ich war so glücklich, wir waren alle glücklich, zum ersten Mal in der Geschichte hatten wir keine irakische Regierung mehr, wir regierten uns selbst. Es kamen von Saddam Hussein viele Terroristen, es gab viele Anschläge und Bombenexplosionen, ähnlich wie heute, aber wir haben das überlebt. Ich war aktiv in unserer Frauenorganisation. Wir haben viele Gesetze geändert, vielen für die Rechte der Frauen erreicht. Und ich war die erste kurdische Chirurgin in unserem Autonomiegebiet.

Zwei Jahre später gab es Schwierigkeiten und dann auch Kämpfe zwischen den beiden großen kurdischen Parteien. Unsere Organisation bekam große Probleme, und wieder musste ich fliehen. Diesmal war es schlimmer als vorher, denn ich musste mein Kind bei meinem Mann zurücklassen. Das ist für eine Mutter das Schwerste, ohne ihr Kind zu fliehen, aber ich musste weg.

Ich ging nach Istanbul, und dort erhielt ich Kontakt zu einer Organisation, die mich nach Deutschland brachte. Das war Zufall, eigentlich wollte ich nach Großbritannien, aber diese Organisation konnte mich eben nur nach Deutschland bringen.

Gegenwind: Können Sie uns von Ihrem Asylverfahren in Deutschland erzählen?

Rezan Hardi: Ich kam mit einem falschen Pass in Düsseldorf an. Es war ein gut gemachter Pass, bei der Kontrolle auf dem Flughafen haben sie nichts gemerkt. Aber ich war ehrlich, ich habe bei der Kontrolle gesagt, dass der Pass falsch ist und ich Asyl beantragen möchte. Sie haben komisch geguckt, und dann wurden sie richtig böse. Sie haben mich gepackt und in einem Raum eingesperrt, geschimpft und mich auch geschlagen. Stundenlang war ich eingesperrt, bekam nichts zu essen und zu trinken. Ich musste sogar darum kämpfen, dass ich aufs Klo durfte. Dann musste ich auf dem Flughafen Asyl beantragen, und der Richter dort gab mir ein Aufenthaltsrecht für fünf Tage. Ich war verwirrt, weshalb nur fünf Tage? Später erfuhr ich, dass das normal war. So wurde ich nach Trier in ein Flüchtlingslager gebracht.

Als ich im Zug nach Trier fuhr, traf ich einen arabischen Mann, der mir aus einer Zeitung neue Nachrichten aus dem Irak übersetzte. So erfuhr ich von einem Angriff auf die Stadt, in der mein Mann und mein Kind wohnten. Die Einwohner waren Richtung Iran geflohen, aber der Iran hatte die Grenze geschlossen. Vor Trier aus habe ich gleich meine Eltern angerufen, die schon in England waren. Ich habe nicht viel erzählt. Ich konnte ja nichts machen, von Deutschland aus. Können Sie sich vorstellen, wie eine Mutter sich da fühlt? Es dauerte drei Monate, bis ich hörte, dass mein Mann sich bei meiner Mutter gemeldet hat.

In Trier hatte ich ein Zimmer für mich alleine. Ich weiß noch, dass ich kaum gegessen und getrunken habe. Ich wusste nicht, ob mein Kind noch lebt. Nach drei Monaten kam ich nach Ludwigshafen, dann nach Mutterstadt. Das wurde einfach irgendwo beschlossen, ich bin nie danach gefragt worden, was ich will.

Im Oktober 1996 wurde mein Asylantrag anerkannt, Asyl nach Artikel 16a des Grundgesetzes. Das wurde im Dezember bestätigt, und ich bekam eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis. Meine Schwester wohnte damals in Flensburg, zusammen mit ihrem Mann. Der hatte Asyl bekommen, meine Schwester war dann hierher gekommen, weil sie das Recht auf Familienzusammenführung hatte. Ich bin dann selbst auch nach Flensburg umgezogen, die Ausländerbehörde erlaubte dann, dass mein Mann und mein Kind nach Deutschland kommen. Beim Antrag hat mir die Diakonie geholfen, Herr Schleppegrel. Frau Tüscher in der Ausländerbehörde hat mich auch sehr unterstützt. Mein Mann konnte über die Türkei aus dem Irak ausreisen, und 1997 war unsere Familie dann in Flensburg komplett. Nach einem Jahr

der Trennung haben wir uns im Flughafen Hamburg wieder getroffen.

Gegenwind: Wie hat sich ihre Familie denn hier eingelebt?

Rezan Hardi: Es gab ein großes Problem. Mein Kind war damals vier Jahre alt, und es hat mich nicht wieder erkannt. Später gab es dann Vorwürfe. Er warf mir vor, dass ich ihn verlassen hatte. Er bekam Asthma, musste ins Krankenhaus, wollte nicht mehr mit mir reden. Es dauert einige Zeit, bis das Verhältnis wieder normal wurde.

Wir haben Asyl für meinen Mann und die Kinder beantragt, das sie 1998 bekommen. Damals war ich schon schwanger mit dem dritten Kind.

Gegenwind: Konnten Sie hier denn auch arbeiten?

Rezan Hardi: Als ich 1997 nach Flensburg kam, konnte ich praktisch kein Deutsch. „Guten Tag“, „Auf Wiedersehen“, das war es schon fast. Das Arbeitsamt hat mir einen Deutschkurs finanziert, das war auch eine Voraussetzung für die Familienzusammenführung. Ich habe Deutsch gelernt um einzukaufen, zum Arzt zu gehen, wir haben viele Rollenspiele gemacht. Gleichzeitig habe ich versucht, meine Zeugnisse aus dem Irak anerkennen zu lassen. Meine Lehrerin vermittelte den Kontakt zur „bequa“, dort erfuhr ich, dass das Gesundheitsministerium in Kiel meinen Studienabschluss anerkennen müsste. Mir haben viele geholfen, und ohne die Hilfe hätte ich es nicht geschafft. Meine Hausärztin schickte mich zum Krankenhaus. Dort arbeitete ein Arzt aus Syrien, mit dem ich Arabisch sprechen konnte. Dieser Arzt, Dr. Mombajad, hat mir geholfen, die Unterlagen zusammen zu stellen und nach Kiel zu schicken. Ohne die Anerkennung nach Artikel 16 hätte ich gar keine Chance gehabt. Aber auch so war es schwer. Ich bekam eine lange Liste, welche Unterlagen ich beibringen müsste. Es hat ein Jahr gedauert, alles zusammen zu bekommen und übersetzen zu lassen. 1999 war ich fertig.

Ich war dann selbst im Gesundheitsministerium. Ich habe mich aufgeregt, ich wollte schließlich meine Anerkennung als Ärztin, und ich wollte als Ärztin arbeiten. Frau Hansen im Gesundheitsministerium

hat schließlich meine Papiere anerkannt.

Jetzt war ich anerkannte Ärztin, aber immer noch arbeitslos. Eine Arbeitserlaubnis hatte ich, als anerkannter Flüchtling. Aber nun musste ich mich bewerben, in Konkurrenz zu deutschen Ärzten. Als Ärztin muss man die Sprache können, und so gut war ich damals noch nicht.

Es war wieder meine Hausärztin, die mich darauf aufmerksam machte, dass im *Diako* eine Stelle als Chirurgin frei war. Ich musste zum Chef, dann zum Chef der Verwaltung, zur Mitarbeitervertretung und viel, viel telefonieren. Alle waren freundlich, aber es war für mich ein sehr unübersichtliches System. Ich hatte ja noch nie



in einem deutschen Krankenhaus gearbeitet. Ich habe dann selbst vorgeschlagen, dass ich erst mal vier Wochen hospitiere. Das hieß also, dass ich ohne Bezahlung arbeite. Das war für mich kein Problem, ich wollte einfach wieder als Ärztin, als Chirurgin arbeiten. Das Geld war mir wirklich nicht wichtig, mir ging es um die Arbeit. Auch dieser Vorschlag musste im Krankenhaus lange diskutiert werden, schließlich stimmte man zu.

Man fand dann irgend eine Sonderregelung, eine Möglichkeit, dass ich weiterarbeiten durfte. Ich war in der Unfallchirurgie, wurde dort sechs Monate lang als „Ärztin im Praktikum“ bezahlt. Wie gesagt, mir war das Geld damals egal. Wichtig war, dass ich erst mal Arbeit in meinem Beruf hatte, einen Fuß in der Tür.

Gegenwind: Hat das Arbeitsamt denn nicht geholfen?

Rezan Hardi: Das Arbeitsamt? Das war katastrophal. Eine Kurdin, ein Flüchtling, die arbeiten will – sie wollten mir einen Putzjob im Krankenhaus vermitteln. Das Krankenhaus wollte eine Beihilfe, um mich als Ärztin einstellen zu können. Das hat das Arbeitsamt abgelehnt. Das Arbeitsamt wollte lieber, dass ich arbeitslos bin. Ich konnte 6 Monate weiter arbeiten, die *bequa* hat mich bezahlt, das Arbeitsamt wollte nicht.

Gegenwind: Und wie sind Sie dann Ärztin geworden?

Rezan Hardi: Es kam plötzlich ein Anruf von einem Arzt der Bundeswehr. Das Marinesanitätszentrum suchte einen Arzt oder eine Ärztin. Ich war völlig unsicher, ob das geht. Als Frau und Migrantin mitten zwischen lauter Soldaten? Ein wichtiger Schritt war, dass mein Mann gleich sagte, er habe nichts dagegen, ich sollte mich bewerben. Das habe ich getan, ich habe mich bei Flottillenarzt Dr. von Rose vorgestellt, und ich habe – gegen zwei andere Bewerber – die Stelle bekommen.

Es hat mich überrascht, denn meine Sprache war zwar inzwischen ganz gut, aber nicht perfekt. Noch mehr hat mich aber überrascht, dass ich überhaupt keine Probleme dort hatte. Sprachlich kam ich mit allen zurecht, und alle Soldaten haben mich mit Respekt behandelt. Ich habe viele Stabsärzte kennen gelernt und gut mit ihnen zusammengearbeitet.

Ich wäre gerne dort geblieben, als Zivilärztin. Aber es gibt Bestimmungen, Gesetze, danach ging es nicht. Keine feste Stelle, und ich konnte also weiterhin mein Leben nicht planen.

Gegenwind: Jetzt sind Sie ja in einer Facharztausbildung. Wie kam es dazu?

Rezan Hardi: Ich hatte dann wieder Kontakt mit der *Diako*. Dort wurde gerade die Psychiatrie aufgebaut, und sie

MIGRATION

Migration

suchten Ärzte für die Psychiatrie. In der Psychiatrie arbeitet man mit Sprache, nicht mit dem Messer wie in der Chirurgie. Ich war unsicher, ob ich Lust dazu hatte, mir die Probleme anderer Leute anzuhören. Außerdem braucht man dazu eine Facharzt Ausbildung, eine weitere Ausbildung als Ärztin in einem fremden Land. Ich habe mich dazu entschlossen, weil mir klar wurde, dass ich damit Landsleuten helfen kann. Ich brauche ja nicht nur die deutsche Sprache, ich konnte schon Arabisch, Kurdisch und Persisch. Das gab den Ausschlag, mich zu bewerben. Ich bekam die Stelle dann im Mai 2002.

Gegenwind: Wie lange dauert die Ausbildung?

Rezan Hardi: Die Ausbildung dauert sechs Jahre. Ich bin jetzt seit dem 2. Mai 2002 dabei, ich bin Ärztin in Facharzt Ausbildung. Am Anfang hatte ich doch Sprachprobleme, hauptsächlich wenn es darum ging, Briefe zu diktieren. Außerdem ist die Psychiatrie im Irak etwas anders. Da wird viel mehr ambulant behandelt, es gibt kaum Medikamente. Außerdem wird viel mit Stromtherapie gearbeitet, also mit Elektroschocks, es gibt keine Gesprächstherapie und keine Gruppentherapie.

Gegenwind: Wissen Sie das von damals oder waren Sie inzwischen wieder im Irak?

Rezan Hardi: Ich war im Juli 2003 wieder im Irak, zum ersten mal wieder nach sieben Jahre. Ich habe auch die Psychiatrie in Suleymania besucht. Dort sieht es aus wie vor zwanzig Jahren. Dort gibt es keine andere Möglichkeit. Wenn jemand sich auffällig verhält, wird die Stromtherapie angewendet, und er ist ruhig wie ein Lamm.

Gegenwind: Und wie sieht Ihre Arbeit hier aus?

Rezan Hardi: Ich behandle alle Patienten in der Tagesklinik, bin also für die ambulanten Patienten zuständig. Außer Deutschen behandle ich viele Kurdinnen und Kurden, und zwar aus dem Irak, der Türkei und Syrien. Sie kommen nicht nur aus Flensburg, sondern auch aus Husum, Rendsburg und Schleswig. Ich glaube, ich bin die einzige Ärztin in der Psychiatrie Schleswig-Holsteins, die Kurdisch kann. Da wird die Zeit schon knapp, ich muss ja die Arbeit in der Klinik schaffen und habe auch noch die ambulanten Patientinnen und Patienten.

Gegenwind: Die kurdischen Patienten sind sicherlich froh, eine kurdische Ärztin zu haben.

Rezan Hardi: Ja. Ich kann nicht nur ihre Sprache, ich kann auch die Mentalität verstehen. Was hier als Krankheit definiert wird, ist es bei uns nicht. Wenn Sie die hiesige Definition von Persönlichkeitsstörung oder Verhaltensstörung nehmen, dann sind unsere Leute hier alle krank.

Gegenwind: Wissen Sie, ob es sonst eine Ärztin gibt, die hier Asyl beantragt hat und wieder als Ärztin arbeiten kann?

Rezan Hardi: Ich glaube, es gibt noch eine andere. Ich habe von einem Neurochirurgen in Duisburg gehört, er ist seit 1992 hier. Inzwischen arbeitet er als Oberarzt in Duisburg.

Gegenwind: Welche Problem hat Deutschland denn mit ausländischen Ärztinnen?

Rezan Hardi: Wir müssen auf jeden Fall mehr leisten als Deutsche, um eine Chance zu haben. In Deutschland werden immer die Fähigkeiten von Fremden in Frage gestellt. Es gibt natürlich einzelne negative Fälle, ich habe auch ausländische Ärzte gesehen, die keine Kanüle legen konnten. Aus meinem Land, dem Irak, kenne ich das auch umgekehrt. Bei uns gelten europäische Ärzte als fähig, ohne ihre Leistungen anzusehen, wir sind blind, für uns ist jeder Europäer besser als wir selbst. Hier ist das umgekehrt. Ich war zumindest am Anfang unsicher und hatte Angst. Als ich hier in Deutschland angefangen habe, dachte ich, ich könnte nicht so viel leisten wie die anderen Kollegen. Ich habe häufiger „ja“ gesagt, freundlicher zu sein. Innerlich war ich sehr genervt. Die Kollegen haben mich nicht gezwungen, aber ich dachte, wenn ich das nicht mache, werde ich meine Arbeit verlieren.

Gegenwind: Werden Sie denn als kurdische Frau von allen Patienten akzeptiert?

Rezan Hardi: Ich habe manchmal Probleme mit kurdischen Patienten. Einige Männer wollen nicht, dass ich sehe, dass sie krank sind. Sie vertrauen meiner Schweigepflicht nicht. Aber viele sind froh, richtig erleichtert, wenn sie mich sehen. Insbesondere das Sprachproblem fällt bei mir weg, sie können in ihrer eigenen Sprache mit mir als Ärztin reden. Männer sind oft in ihren Familien die Paschas, sie haben dann Probleme, eine Frau als Ärztin zu akzeptieren. Für Deutsche scheint das einfacher zu sein. Frauen sehen das lockerer, und gerade kurdische Frauen sind glücklich, eine Frau aus ihrer eigenen Kultur zu treffen. Sie sagen mir in ihrer, in unserer Sprache einfach: Ich bin krank, ich brauche deine Hilfe. Probleme bekomme ich aber inzwischen, weil manche wissen, wo ich wohne, und bei mir zu Hause anrufen.

Gegenwind: Inzwischen haben Sie ja auch neue Probleme bekommen, als Ärztin zugelassen zu werden. Können Sie davon erzählen?

Rezan Hardi: Ja, jetzt ist ja der § 10 des Arbeitserlaubnisrechts geändert worden. Wer nicht als Ärztin oder Arzt tätig ist, muss als Ausländerin alle drei Staatsexamen hier wiederholen. Wer wie ich schon eine Arbeitserlaubnis nach § 10 hatte und hier als Ärztin gearbeitet hat, musste jetzt das 3. Staatsexamen wiederholen. Das bedeutet: Mein letztes Staatsexamen war 1988, ist also 17 Jahre her. Ich musste das jetzt wiederholen, es gab keine Chance. Ich habe überall angerufen, Gesundheitsministerium und so weiter, weil ich nicht glauben konnte, dass ich nach fünf Jahren Berufstätigkeit gefragt werde, ob ich überhaupt Ärztin bin. Ich war nicht einverstanden, aber gegen Gesetze kann man leider nichts machen. Ich musste da durch. Ich musste das 3. Staatsexamen wiederholen, also innere Medizin, Pathologie, Anatomie, Chirurgie, Radiologie, ein paar andere Gebiete noch. Das hat mich natürlich belastet. Wenn man 17 Jahre in einigen Bereichen nicht gearbeitet hat, zum Beispiel in der Inneren, dann hat man viel vergessen. Gut, aber ich hatte zwei Chancen, eine Wiederholung ist erlaubt. Beim zweiten mal durchzufallen hätte bedeutet, dass ich die Arbeitserlaubnis und den Job verlieren. Es war wirklich hart. Ich habe jetzt im Mai 2005 das 3. Staatsexamen wiederholt, das war bei der Ärztekammer in Bad Segeberg, und ich habe mit null Fehlern bestanden. Jetzt habe ich die deutsche Approbation. Jetzt sieht die Zukunft rosa aus. Einerseits stärkt das mein Selbstvertrauen, denn ich habe jetzt die Approbation durch eine Prüfung bekommen, nicht durch irgend einen Paragraphen. Jetzt habe ich eine unbefristete Arbeitserlaubnis, praktisch wie eine deutsche Ärztin.



Gegenwind

Politik und Kultur



JEDEN MONAT NEU

JA

Ich bestelle ein kostenloses Probeheft vom ***Gegenwind***.

Name: _____

Anschrift: _____

Einsenden an: Gegenwind · Schwefelstr. 6 · 24118 Kiel
Fax: 0431/5709882 · eMail: redaktion@gegenwind.info

Gesellschaft für politische Bildung e.V. · Kiel